Bilbury und Tilbury.

Eine einakter mit einem Vorspiel.

(Nach dem Englischen.)

Mr. Thomas Bilbury ist der jüngere Partner der bedeutenden Firma Bilbury, Blackthorne & Co., Theehändler in Calcutta und London. Der ältere Partner ist Mr. Joseph Bilbury, sein Vater, der ein prächtiges Haus in Kew besitzt; bis vor zwei oder drei Jahren existirte noch ein drittes Mitglied der Firma in der Person von Thomas' Onkel, Mr. Bubbington Blackthorne, der Vertreter der Firma in Calcutta. Wie so viele Engländer in Indien, trank leider auch Mr. Blackthorne zu viel Scotch Whiskey und Bach Ale, aß zu viel Curry und zuviele Bombay-Enten und die Folge davon war, daß im Alter von fünfundfünfzig Jahren Blackthorne's Leber ihre Dienste versagte und zwar so plötzlich, daß dem Eigenthümer dieser Leber kaum Zeit blieb, seinen Partnern in England eine kurze Depesche zu schikken, daß es rasch mit ihm zu Ende ging. Diese beunruhigende Depesche traf zu einer sehr ungünstigen Zeit ein; Thomas Bilbury hatte grade am Tage vorher ein junges reizendes Mädchen, Lydia Lappler, geheirathet und die Nachricht von dem bevorstehenden Tode des Onkels, machte es nothwendig, daß der junge Ehemann, der, nebenbei bemerkt, seine junge Frau erst sechs Wochen vor der Hochzeit kennen gelernt — sofort den nächsten Zug nach Dover nehmen, nach Calais übersetzen und auf dem nächsten Wege sich nach Calcutta begeben mußte. Die Situation war eine sehr ernste. Blackthorne's Tod mußte die Geschäfte in die größte Confusion bringen und jeder Aufschub von Seiten der englischen Partner konnte für die ganze Zukunft des Hauses verhängnißvoll werden.

„Reise sofort ab, mein lieber Junge," schrieb Joseph Bilbury an seinen Sohn, der sich auf der Insel Wight befand, „und sende deine Frau zu mir. Ich werde ihr behilflich sein, in Eurer neuen Wohnung in Richmond sich einzurichten. Ich würde gern selbst gehen, aber die verd..... Gicht hat mich wieder in ihren Krallen. Jetzt reise mit Gott und —gib auf deine Leber Acht."

Da war nun nichts zu machen. Mr. Bilbury junior sah nun zu gut ein, daß er reisen mußte und so packte er seine Sachen ein, suchte seine weinende junge Frau aufzuheitern, nahm einen langen und herzlichen Abschied von ihr, begleitete sie bis Portsmouth, setzte sie in einen nach London fahrenden Zug, ein letzter Kuß, ein letztes Winken mit dem weißen, thränenfeuchten Taschentuch, dann war sie verschwunden und Tom fuhr nach Dover.

Nach wenigen Wochen war die junge Frau in der eleganten Wohnung auf Richmond Hill eingerichtet, Tom aber arbeitete im Schweiße seines Angesichts an seinem Pult in Calcutta, brachte die Geschäfte des verstorbenen Onkels in Ordnung, schrieb an seinen Vater trockene Geschäftsberichte und an seine Frau begeisterte und sehnsuchtsvolle Liebesbriefe.

Zwei Jahre vergingen, ehe er wieder nach England zurückkehren konnte und zufälliger Weise machte es sich so, daß seine Rückreise eine ebenso plötzliche war, wie seine Hinreise; völlig unerwartete Ereignisse ermöglichten ihm, sofort abzureisen und da er keinen Tag verlieren wollte, nahm er den ersten abfahrenden Dampfer und da traf es sich, daß mit demselben Dampfer auch ein Brief nach Richmond Hill abging, den Tom drei Tage vorher geschrieben und worin er seiner Frau mitgetheilt hatte, daß sich seine Hoffnungen, schon bald zurückzukehren, wieder zerschlagen hätten und er leider noch mindestens ein bis zwei Monate in Calcutta bleiben müsse.

Zur richtigen Zeit traf der Dampfer in Dover ein, spät am Abend kam Tom nach London und ohne Lydia vorher von seiner Ankunft zu benachrichtigen, eilte er am nächsten Morgen nach Richmond Hill. Weshalb er nicht vorher geschrieben oder telegraphirt hatte, können wir nicht sagen; vielleicht dachte er, daß ein plötzliches, unerwartetes Erscheinen eine angenehme Ueberraschung für seine Frau sein würde, vielleicht aber auch war er so aufgeregt, daß er an gar nichts dachte; doch das mag nun sein, wie es will, Thatsache ist, daß er vorher weder einen Brief, noch eine Depesche abgeschickt hatte.

Es war ein prächtig leuchtender, etwas frischer Sommermorgen. Thomas Bilbury kannte sein Haus, das er kurz vor seiner Heirath in aller Eile gekauft, kaum und als er eiligen Schrittes den gewundenen Fahrweg, der zu seinem Hause hinaufführte, hinanstieg, bemerkte er aufblickend an einem Fenster des zweiten Stockes eine schöne, in einen duftigen weißen Morgenrock gekleidete Gestalt, die mittelst einer zierlichen Gießkanne die Blumen auf dem Fensterbrett begoß. Auf den ersten Blick erkannte er in dieser Figur sein geliebtes Weib und gerade wollte er ihr einen fröhlichen, herzlichen Gruß zurufen, als er gewahr wurde, daß sie ihn allerdings gesehen, aber nicht erkannt hatte, denn sobald die weiße Gestalt gesehen, daß der Fremde zu ihr aufgeblickt, hatte sie sich sittsamlich zurückgezogen. Eine plötzliche Idee ging ihm durch den Kopf — allerdings eine recht thörichte, aber, wenn man's genau nimmt, doch ganz natürliche. Er wollte sein Incognito bewahren, vorgeben, er sei Jemand anders, vielleicht ein Freund, ein Bekannter ihres Mannes und unter diesem Vorwand wollte er sich bei ihr einführen. Natürlich mußte sie ihn gleich an der Stimme erkennen, aber die Ueberraschung und die Freude mußte dann ja um so größer sein, wenn es ihm gelungen war, sie zu täuschen. Er schellte und theilte der öffnenden Dienerin mit, daß er gerade von Indien zurückgekehrt sei und Mrs. Bilbury seine Aufwartung zu machen wünsche. Einen Namen gab er nicht ab, aber er wurde doch vorgelassen und von der Dienerin in das Empfangszimmer geleitet, wo er, doch einigermaßen aufgeregt, auf das Erscheinen des geliebten Wesens wartete, das er seit zwei Jahren nicht gesehen und von der er in so grausam plötzlicher Weise getrennt worden war.

„Ich vermuthe, daß sie mich doch gleich erkennen wird," sagte er, als er sich, und zwar mit dem Rücken gegen ein Fenster gelehnt, hinstellte, „allerdings habe ich mir seit meiner Abreise einen mächtigen Vollbart stehen lassen und mein Teint ist leidlich braun geworden, aber so ein Bart macht doch keinen großen Unterschied und ich glaube sicher, daß sie mich erkennen würde, wenn ich in Hemdsärmeln vor ihr erschiene oder wenn mir beide Beine über dem Knie abgeschnitten worden wären; anderseits kann sie nicht ahnen, daß ich hier bin, denn heute Morgen muß sie meinen Brief erhalten haben, doch hoffe ich nicht, daß mein plötzliches Erscheinen sie zu sehr erschrecken wird, jedenfalls muß ich vorsichtig sein."

Seine Gedanken wurden durch das deutlich vernehmbare Rauschen eines Kleides abgelenkt und als die Thür sich öffnete, drehte er sich hastig um, blickte in den Garten hinaus und fing an zu husten.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen? Ich fürchte, daß das offene Fenster Ihnen nicht zuträglich ist," hörte er eine sanfte, melodische Stimme hinter sich.

„O bitte, bitte, im Gegentheil," antwortete er, indem er sich umdrehte, einen Moment lang seine Frau anschaute und dann wieder in den Garten hinausschaute.

Mrs. Bilbury hatte ihren Gemahl nicht erkannt. „Vielleicht ist es Ihnen lieb, wenn ich das Feuer anzünden lasse, es ist etwas frisch hier," meinte sie.

„O nein, nein, um Alles in der Welt nicht," rief Tom aus, als er sich langsam umwandte, denn er wurde es sich doch schließlich klar, daß seine Nervosität keine Entschuldigung sei, länger ungehobelt zu sein, „ich meine jedoch, Mrs. — —"

„Meine Name ist Mrs. Bilbury!"

„Ah ja, danke Ihnen, ja wohl, die Thatsache ist, Mrs. Bilbury, daß ich mich noch nicht an dieses abscheuliche englische Klima gewöhnt habe, um — äh — das heißt, sehen Sie, für einen Mann, der in tropischen Wäldern gelebt hat—der—äh äh—von Curry und Reis gelebt—äh äh —in einem Lande, wo der Thermometer beständig auf hundertzwei im Schatten steht—da—äh, äh—ich hoffe, Sie verstehen mich—"

„Vollständig, ganz gewiß, Herr — — Ich glaube nicht, daß ich bereits das Vergnügen hatte, Ihren werthen Namen zu hören?"

„Ja, wie heiße ich denn?" dachte Mr. Bilbury bei sich. „Mein Name ist", sagte er dann nach einer kurzen Pause— „Tilbury, James Tilbury".

„Das ist ja eine ganz eigenthümliche Aehnlichkeit", sagte Mrs. Bilbury. „Ja wohl, mein Herr, ich finde es sehr begreiflich, daß Leute, die in Indien gelebt haben, unser Klima, selbst im Sommer unerträglich finden müssen; Mr. Bilbury schreibt mir, daß die Hitze in Calcutta geradezu entsetzlich sei. Ich vermuthe übrigens, Mr. Tilbury, daß Sie mich hier aufgesucht, um mir Nachrichten von ihm zu bringen; ich hoffe wenigstens; seinem letzten Briefe nach zu urtheilen, den ich heute Morgen erhielt, scheint er sich leider nicht in einer besonders freudigen Stimmung zu befinden."

„Das ist genügend", dachte Bilbury bei sich, „die zweijährige Trennung hat also ihrer Liebe zu mir keinen Abbruch gethan."

„Ja wohl," sagte er laut, „ich kann Ihnen einige Nachrichten von ihm bringen; vor einem Monat war ich noch in Calcutta."

„In der That! o das ist hübsch, aber bitte, nehmen Sie doch Platz, Mr. Tilbury; es ist mir sehr angenehm, Jemanden begrüßen zu können, der meinen Gemahl noch vor so kurzer Zeit gesehen hat, denn aus Ihren Worten vermuthe ich, daß Sie meinen Gemahl vor Ihrer Abreise besucht haben. Wie ging es ihm?"

Mr. Bilbury wußte jetzt nicht recht, was er machen sollte; einerseits trug er Bedenken, seiner Frau schlechte Nachrichten über sich mitzutheilen, aus Furcht, sie zu sehr zu erschrecken, anderseits machte ihm die Lage, in die er sich hineingebracht, Vergnügen und er beschloß, sein Incognito noch für einige Zeit zu wahren.

„Er befand sich," sagte er daher mit etwas zögernder Stimme, „den Umständen gemäß ziemlich wohl."

„Den Umständen nach?" erwiderte Mrs. Bilbury offenbar erschreckt. „Sie wollen damit doch nicht sagen, daß er krank war?"

„Krank? nun nicht gerade krank," meinte Tom langsam, der noch immer zu keinem festen Entschlusse gekommen war, wie er die Geschichte weiter führen sollte.

„Aber, mein Herr, ich verstehe Sie nicht, bitte, sagen Sie mir, ist ihm etwas zugestoßen?"

„Ja, was kommt jetzt!" dachte Mr. Tilbury, „eigentlich wäre es mir lieb, wenn meine Frau mich jetzt erkennen und mit einem Freudenschrei mir um den Hals fallen würde; das wäre mir entschieden am angenehmsten."

„Die Geschichte ist nicht besonders gefährlich," sagte er schließlich. „Ich vermuthe, daß Mr. Bilbury Ihnen geschrieben, daß er in der letzten Zeit ein außerordentliches Vergnügen an — Tigerjagden findet?"

„Tigerjagden?! o bitte, erzählen Sie mir, Mr. Tilbury."

„Nun, hören Sie; eines Tages ging er, wie gewöhnlich, auf die Jagd und zwar war er nur von einem einzigen Diener begleitet. Sie drangen in ein Dschungle, so nennt man die Gebüsche mit dichtem Unterholz, ein, als plötzlich, ohne jegliche Warnung, ein colossaler Tiger auf Ihren Gemahl losprang und ihn zu Boden warf. Der Diener floh und holte aus dem benachbarten Dorfe Hilfe herbei und als diese ankam, fand man das Opfer ohnmächtig vom Blutverlust, den rechten Arm ausgerissen, das linke Auge zerstört, und die Haut des linken Beines durch die scharfen Krallen des wüthenden Ungeheuers abgestreift!"

„Du liebe Güte, das ist ja schrecklich!" rief Mrs. Bilbury, aber dieser Ausruf schien so wenig zu der schrecklichen Unglücksbotschaft zu passen, daß Mr. Tilbury doch ein wenig enttäuscht war.

„Ja, da kann ich mir allerdings schon erklären", fuhr Lydia fort, „weshalb er nicht besonders gut gelaunt ist; — sein rechter Arm also ist—"

„Ja wohl, vollständig aus der Schulter gerissen; er hat in Folge dessen lernen müssen, mit der linken Hand zu schreiben."

„Das ist aber wirklich schrecklich—und das linke Auge ist ganz zerstört?"

„Ja wohl, total, der arme Bursche trägt jetzt ein Glasauge."

„Das muß aber sehr unangenehm sein —und die Haut des linken Beines ist durch die scharfen Krallen des wüthenden Ungeheuers abgestreift? Das muß ja eine scheußliche Bestie gewesen sein. Doch, apropos, Mr. Tilbury, wie befand er sich, als Sie ihn verließen? Wird er mit dem Leben davonkommen?"

Ein neuer Gedanke tauchte in Mr. Bilbury's Kopf auf. War es seiner Frau vielleicht lieb, wenn er starb? ganz sicher war er jetzt seiner Sache durchaus nicht.

„Das läßt sich unmöglich mit Bestimmtheit sagen", meinte er zögernd, „aber hoffen Sie das Beste. Doch wenn eine schlimme Wendung eintreten sollte, so seien Sie stark und trösten Sie sich in Ihren trüben Stunden."

„Oh, was das anbetrifft, Mr. Tilbury, so haben Sie keine Sorge, ich sehe nicht ein, weshalb ich betrübt sein und mich grämen sollte; sehen Sie, wir haben hier in Richmond eine ganz reizende Gesellschaft und wissen Sie, im Meer gibt es noch mehr Fische als wie die, die schon herausgezogen sind."

Tom's schlimmste Befürchtungen hatten sich nur zu sehr bestätigt. „Dieses elende, herzlose Weib!" fluchte er in sich hinein, „also so gleichgültig nimmt sie die Nachricht auf, daß ich verwundet und verstümmelt bin!" Aber er gab noch nicht alle Hoffnung auf und fuhr er laut fort: „Der arme Freund, aber ich versichere Sie, in seinen Fieberdelirien kam Ihr Name beständig über seine Lippen."

„In der That! Dann hat er mich also doch nicht ganz vergessen!"

„Sie vergessen?" rief Tom und er stand schon im Begriff, aufzuspringen, „oh, ganz gewiß nicht; ich glaube kaum, daß es viele Frauen gibt, die sich eines Mannes rühmen können, der ihnen so treu ergeben ist."

„Und wenige Männer, die eine Frau haben, die—"

„So reizend ist," vollendete Mr. Bilbury den Satz.

„Aber, Mr. Tilbury! Doch entschuldigen Sie mich einen Augenblick; selbstverständlich bleiben Sie zum Lunch hier. Bitte, ja, thuen Sie mir den Gefallen; Sie wissen ja, eine Frau haßt das Alleinsein wie die Blattern. Nur einen Augenblick, ich will nur eben in der Küche meine Orders geben, ich stehe gleich wieder zu Ihrer Disposition." Mit diesen Worten stand Mrs. Bilbury auf und verließ mit einem reizenden Lächeln das Zimmer.

„Aber das ist ja schändlich!" rief der arme Tom aus, als er allein war. „Sie hat mich nicht erkannt und scheint auch gar nichts um mich zu geben — sie meint also, daß es im Meere noch mehr Fische gibt, wie die, die schon herausgezogen sind—das kann doch offenbar nur meinen, daß sie, wenn ich ihr nur den Gefallen thun will, zu sterben, daß sie dann sich gleich einen andern Fisch angeln will. In der That, ein schönes Exempel weiblicher Treulosigkeit! Vielleicht ist es besser, wenn ich jetzt gleich gehe und sie es niemals ahnen lasse, daß ich hier war; aber das kann ich nicht, ich liebe sie ja noch immer und ich fürchte sogar, daß ich sie noch heißer liebe, wie früher. Nein, ich will den Kelch bis auf den letzten Tropfen leeren; ich will hier bleiben und wenn ich ausfinde, daß sie mir untreu ist—ja dann—"

Er konnte die fürchterliche Drohung nicht aussprechen, denn in diesem Moment trat seine Frau wieder ein.

„So, Mr. Tilbury," sagte sie lächelnd, „ich habe den Lunch bestellt und bis dahin müssen wir sehen, daß wir uns so gut es gehen will, die Zeit vertreiben, denn außer den Dienern wohnt — Niemand hier im Hause."

Dieser Ton der Unterhaltung machte Tom übermüthig und so erzählte er seiner Frau von einem imaginären amusanten Mondschein-Piknik in Aden und ließ durchblicken, daß er bei der Gelegenheit einem halben Dutzend reizender Mädchen das Herz gebrochen habe, und er gestand sogar zu, daß er doch eigentlich recht schlecht an den armen Mädchen gehandelt habe.

„Ach, das muß ja recht reizend gewesen sein", sagte Mrs. Bilbury, „ich wollte, ich wäre mit dabei gewesen. Auch wir haben hier häufig ganz hübsche Unterhaltungen; natürlich bin ich in der ganzen Nachbarschaft bekannt und ich, als verheirathete Frau, kann mir einladen, wen ich will. Sie müssen mich mal nächstens am Abend besuchen, Mr. Tilbury, und hier soupiren, ich sage Ihnen, da werden Sie sich amüsiren."

Aber der arme Tom wurde beinahe wahnsinnig. „Ich fürchte nur, daß ich nicht lange mehr hier bleiben werde," sagte er bitter, „ich werde wieder abreisen, ich finde doch nirgends Ruhe."

„Sie sind unglücklich, es quält Sie etwas," sagte Mrs. Bilbury, „und ich fühle Mitleid mit Ihnen."

„Ja, Sie haben Recht. Familienunannehmlichkeiten — bittere Enttäuschungen—wissen Sie—"

„Enttäuschungen? Sie sind aber doch noch jung und — verzeihen Sie meine Offenheit—nicht häßlich; vielleicht haben Sie doch Ihr Herz an eine der jungen Damen von Aden verloren."

„O nein," antwortete er, „und um Ihnen die Wahrheit zu sagen, ich zweifle daran, ob überhaupt ein Weib existirt, für das man sich so interessiren könnte."

„Seien Sie kein Pessimist," sagte Mrs. Bilbury mit einem feinen Lächeln, „wer weiß, vielleicht verlangen Sie zuviel von den Frauen."

„Nun, ich verlange Theilnahme, Treue und Achtung", sagte Mr. Bilbury ernst.

„Vielleicht dürfte man sich bei Ihnen erkundigen, ob Sie auch selbst diese Tugenden üben; ach, diese Männer sind ja meistens selbst so unbeständig; übrigens hoffe ich nicht, daß Sie alle Frauen für so schlecht halten."

„Nun, ich habe es leider zu meinem eigenen Nachtheile ausgefunden, daß einige Frauen schlecht sind; jawohl, einige hintergehen und betrügen sogar ihre Ehemänner."

„Ich denke mir,, daß in solchen Fällen die Ehemänner ebenfalls nichts taugen und schuld daran sind."

„Der Meinung bin ich nicht," sagte Tom kurz abgebrochen.

„Aber Sie sind ja so aufgeregt, trotzdem Sie sich Mühe geben, ruhig und gleichgültig zu scheinen. Was fehlt Ihnen?"

„Mir fehlen? Gar nicht fehlt mir!" rief Mr. Bilbury mit scharfer Stimme aus.

„Es freut mich sehr, das zu hören," erwiderte seine Frau, „man soll sich überhaupt das Leben nicht verbittern lassen; das ist auch meine Maxime — Landpartien—intime Soupers—"

„Und der voraussichtliche Tod Ihres Gatten," warf Tom giftig dazwischen.

„Nun, ich nehme das philosophisch. Sehen Sie, Mr. Tilbury, ich lebte mit meinem Gatten nur zwei Tage zusammen; wir hatten uns erst ein paar Wochen vorher kennen gelernt—was bin ich ihm? — was ist er mir? Ah bah, ich bin noch jung und das Leben liegt noch vor mir."

„Das ist deutlich genug," dachte Tom bei sich, „es sollte mich nicht wundern, ob ich nicht eine kleine Liebschaft mit ihr anfangen kann, will doch mal den Versuch machen."

„Ach," sagte er laut, „in Ihrer Hand liegt allerdings das Glück und Sie können auch einen Andern glücklich machen. Nicht jedem Manne wird das Glück zu Theil, eine Frau gleich Ihnen zu treffen; ich für meine Person muß bekennen, daß ich keine so glückliche Erfahrung gemacht habe; doch wenn ich ahnen, hoffen könnte, daß Sie mir Ihre Theilnahme zuwenden könnten."

„Ganz gewiß, Mr. Tilbury, es wäre unweiblich von mir, das zu verweigern."

Tom schob seinen Stuhl näher an seine Frau heran. „O, wenn ich auf Ihre Theilnahme hoffen, auf Ihr Mitleid rechnen könnte, meine theuere Mrs. Bilbury, so würde das Leben, das mir jetzt gleichgültig erscheint, ja eine Last ist, mir in einem neuen, freudigeren Lichte erscheinen. Lassen Sie mich offen reden. Können, wollen Sie mich glücklich machen, wollen Sie Ihre Sympathie, Ihr Mitleid, Ihre Liebe einem Unglücklichen schenken, der solche Gaben nach ihrem wahren Werthe zu schätzen versteht?"

Mrs. Bilbury sprang auf, allem Anscheine nach auf's Aeußerste erregt. „In der That," rief sie bewegt aus, „auf alles Dieses war ich nicht vorbereitet; ich weiß es, mein Herz bedarf der Liebe, der echten, wahren Liebe, wie Sie sie zeigen, aber—" dabei begrub sie ihr Antlitz in ihre Hände und fiel auf den Divan zurück.

„Das also," dachte Mr. Bilbury, „ist mein treues und ergebenes Weib," aber er konnte nicht anders, er war von ihrem Zauber und ihrer Schönheit bestrickt und so ließ er sich neben Lydia nieder, schlang seinen Arm um ihre Taille und flüsterte: „Meine theure Mrs. Bilbury, ich liebe Sie leidenschaftlich. Können Sie, wollen Sie mich wieder lieben?"

Leise aber doch deutlich nickte sie, die Hände noch immer vor dem Gesicht haltend, mit dem Kopf; das aber war für Tom zuviel; die Treulosigkeit seines Weibes war jetzt offenbar und in seiner Wuth sprang er auf und rief:

„Mrs. Bilbury, was würde Ihr Mann dazu sagen? Sie haben ihn entehrt!"

Sie blickte auf und hielt flehend die Hände empor.

„Sie sind ein elendes, pflichtvergessenes Weib!" rief er erbarmungslos.

„Aber, weshalb haben Sie mich denn um meine Liebe gebeten?" frug sie zögernd.

„Weil, — ja weil," Tom war einiger Maßen in Verlegenheit, endlich kam ihm aber doch der rettende Gedanke in den Sinn — „weil — weil ich an die Tugend der Weiber nicht glaube, weil Ihr edler Gatte Sie mir gegenüber als Musterbild aufgestellt hat und weil ich mich selbst überzeugen wollte, daß er auch hintergangen ist! Ich Sie lieben! Nein! nein! und abermals nein! Ich verachte Sie! Ach, wenn Sie nur ein gutes Weib wären!" Er näherte sich ihr und griff ihre Hand; eine Weile standen sie sich so gegenüber, dann hob er ihre Hand auf und küßte sie und schließlich küßte er sie auf die Wange.

„Wollen Sie gehen, Mr. Tilbury?" frug sie.

„Ja, es ist besser, daß ich gehe; das ist der einzige Weg, wir könnten ja doch nicht glücklich sein; leben Sie wohl!" Noch einmal küßte er sie, dann wandte er sich langsam ab und schritt auf die Thüre zu; dort drehte er sich wieder um und blickte sie schmerzbewegt an.

„Wünsche Ihnen ein glückliche Reise und viel Vergnügen," sagte sie spöttisch und fügte dann in einem ganz anderen Tone hinzu: „Leb' wohl, Tom!"

„Tom!" wiederholte Mr. Bilbury starr vor Erstaunen und wechselte die Farbe. „Wer hat Ihnen gesagt, daß ich Tom heiße?"

„Du selbst, du dummer, lieber Kerl, weißt du das nicht mehr—vor zwei Jahren?"

„Und du hast mich erkannt, Lydia?" rief er aus und war im Nu an ihrer Seite, „und du hast mich gleich wiedererkannt?"

„Nicht gleich; aber als du mir die Geschichte von dem fürchterlichen Tiger erzähltest, da wußte ich gleich, daß du es warst und was du vorhattest."

Was die Beiden jetzt noch sagten, darüber können wir nichts berichten, sie umarmten sich und küßten sich so oft, daß gar keine ganzen Sätze mehr herauskamen und so ist es also überflüssig, die Fragmente wiederzugeben; nur das Eine können wir noch zum Schlusse bemerken, daß es seit dem Tage kein glücklicheres Paar auf Richmond Hill gab.

—Würdigung des Verdienstes. Ein Kranker zählt die vorgeschriebenen Tropfen auf's Pünktlichste. Da klopft ihm der Arzt auf die Schulter und sagt zu ihm: „Sie sind werth, krank zu sein."

Der archäologische Fund.

Von B. Ber.

Der Mathematiker und Professor Paul Motler am Gymnasium zu X. war ein großer Archäologe vor dem Herrn; jede Stunde, die ihm nicht seine Berufs-Geschäfte raubten, widmete er seinen Alterthums-Sammlungen, den Fachzeitschriften oder seinen eigenen Manuscripten; jedes Mal aber, wenn die Ferien begannen, war er für einige Wochen verschwunden, um sich, mit Plänen und Büchern beladen, an den Fundstätten seiner Reliquien herumzutreiben. Man konnte ihm keine größere Freude machen, als ihn auf archäologische Gespräche zu bringen und dann geduldig seiner stundenlangen Ausführung zuzuhören; seine harmlose Beschäftigung hätte gewiß Niemand gestört, nur seine Frau fühlte sich mehr und mehr von ihrem antiken Gatten vernachlässigt, und seine Freunde verloren mehr und mehr in ihm einen guten Gesellschafter, wenn er nur des Langen und Breiten von seinen meist vergeblichen oder projektirten Ausgrabungen sprach. Auch ärgerte es viele Leserinnen des kleinen Lokalblattes, daß alle Augenblicke das tägliche Feuilleton durch langweilige Aufsätze aus der Feder des Professors Mortler unterbrochen wurde, von dem man zudem munkelte, daß er oft sehr große Böcke in diesen Artikeln mache. Am schlimmsten aber nahmen es doch seine Freunde auf, die alltäglich im „rothen Ochsen" mit ihm zusammen waren und die der alte Professor in schließlich unerträglicher Weise mit seinen Ausgrabungen langweilte.

Es war Feiertag und der darauf folgende Tag ein Sonnabend, an welchen der Herr Professor gewohnheits- und programmgemäß keinen Unterricht ertheilte, so daß sich mit dem darauf folgenden Sonntage für den geplagten Mathematiker drei freie Tage zusammengefunden hatten. —

Man saß am ersten Tage wie gewöhnlich zum Frühschoppen am Stammtisch zum rothen Ochsen beisammen und der Herr Professor Mortler bedauerte gerade, daß man zwar in der Umgegend eine gute Ausbeute an fränkischen und frühmittelalterlichen Funden gemacht, aber noch niemals etwas Römisches entdeckt habe, und es sei doch gar nicht so unmöglich, daß die Römer auf ihren germanischen Streifzügen, die sich bis in das Terrain des Herrn Professors erstreckten, auch auf diesem etwa wie Münzen und Waffen verloren oder von sich geworfen haben könnten, — als der Assessor Spitz hereintrat und zur Verwunderung des Professors mit einem großen Halloh empfangen wurde.

„Die! Die Münze!" so riefen die Stammgäste unisono.

„Was für eine Münze?!" frug der Professor und seine Augen leuchteten.

„Ach, Herr Professor," so begrüßte ihn jetzt erst der Eintretende, „ich bedauerte schon, Sie gestern nicht hier getroffen zu haben, ich wollte Sie von einem augenscheinlich wichtigen Fund in Kenntniß setzen."

„Von einem Fund?"

„Jawohl, Herr Professor, und zwar von einem ganz in der Nähe!"

Nun war das Erstaunen des Herrn Professors grenzenlos; ein Fund ganz in der Nähe und er — der Professor Mortler wußte noch nichts davon!

Aber sein Erstaunen wuchs noch — die Münze war eine römische — ohne Zweifel ein römisches As.

„Aber woher haben Sie diese Nachricht, Herr Assessor — und diese Münze? So reden Sie doch!"

„Ganz einfach, Herr Professor; Sie wissen, mein Schwager hat draußen am Tannenwäldchen sechs Stunden von der Stadt ein kleines Gut; in der Nähe will er nun für die Schafe eine Tränke haben und hat dort graben lassen — da hat man denn die Münze gefunden; übrigens muß noch einige Fuß tiefer gegraben werden und vielleicht kommt dabei noch mehr zum Vorscheine."

Nun war der gute Professor nicht mehr zu halten. „Wer will mit?" so rief er in großer Aufregung. „Gut — gut, Sie, Herr Assessor und Sie Herr Doktor — ich eile nur schnell nach Hause und bestelle das Mittagessen ab, hole einige Bücher und bin gleich wieder bei Ihnen."

Die lustige Gesellschaft machte sich denn auch bald auf den Weg und nach einer heiteren Fahrt kam man an das Ziel der tiefsten Herzenswünsche des Herrn Professor Mortler. Trotzdem es schon spät am Nachmittage war, ließ sich der Ungeduldige mit Schaufel und Hacke bewaffnen und an die bewußte Fundstelle führen, und während die Anderen vergnügt auf dem benachbarten Gut bei einer Flasche Rheinwein saßen, grub der Herr Professor im Schweiße seines Angesichts, bis ihn die Dunkelheit des Abends zu seinen Freunden trieb. Mißmuthig wollte er wieder den Heimweg in die Stadt antreten, aber das Versprechen Aller, morgen mit graben zu helfen hielt ihn zurück.

Aber schon war auch der zweite Tag fast ganz verstrichen, ohne daß irgend ein Resultat zu verzeichnen gewesen wäre, und ärgerlich über den Mißerfolg wollte der inzwischen auch Müdegewordene die Forschung einstellen, als ihn wie zufällig der anwesende Gutskutscher auf eine Stelle aufmerksam machte, wo er selbst vor einigen Jahren gegraben und einen angebrannten Knochen gefunden habe.

Mensch — Mensch!" rief der erhitzte Professor, „warum sagten Sie das nicht gleich!" und sofort lief er, um an der bezeichneten Stelle seine Nachsuchungen fortzusetzen.

Aber es dauerte eine lange Weile, ehe er den steinigen Boden aufgeschlagen hatte und zur weichen Erde gelangte — dann aber dauerte es nicht lange und er stieß einen Freudenschrei aus, einen Schrei, wie ihn Ikarus gethan haben mochte, als er mit künstlichen Flügeln in das Licht der Freiheit flog!

Alle liefen hinzu und guckten neugierig in die Grabstelle hinein — da lag eine schwere steinerne Tafel, um sie herum eine Menge Knochen, und als man sie aufhob, da blickte unter ihr ein wohlerhaltener Menschenschädel hervor, der nur, wie sich bei näherer Besichtigung herausstellte, vollständig verkalkt war, so daß die Augenhöhlen und die Hinterkopfsöffnung, Nase nnd Mund vollständig verschlossen waren.

Der Professor war ganz außer sich, er schrie und kommandirte wie ein Unteroffizier und kam nicht eher zur Ruhe, als bis Alles auf seinem Zimmer lag.

Und nun gab er sich daran die Inschrift auf der Tafel zu studiren; es machte ihm viele Mühe und zu seinen Anstrengungen blickte und lächelte der alte Schädel, der neben ihm stand, wie in heller Schadenfreude.

Endlich versuchte der Assessor Spitz den guten Mathematiker durch Aussicht auf einen Sauerbraten wieder in den Kreis seiner Freunde zu locken, aber der Professor schien wenig Appetit zu haben und sich desto mehr mit einer Abschrift seiner Tafel zu beschäftigen.

„Sehen Sie," sagte er, indem er die Kopie dem Assessor reichte, „der Anfang ist ganz leicht!"

Und der Assessor schüttelte den Kopf und las: Pro- P- Ro- Fess- Ore- Mort- Lae- R- Paullus- XXV- Hab- Ann- Amitt- L- Sorte.

„Mir sehr unverständlich, Herr Professor," sagte er schließlich.

„Gar nicht zu verkennen, Herr Assessor," erwiderte der Professor lebhaft. „Bedenken Sie nur, daß wir eine Grabstelle entdeckt haben; die Inschrift wird also einige Grabworte enthalten, und wie mir scheint, nicht für eine ganze Truppe, sondern nur für einen vielleicht besonders tapferen Soldaten, dessen Schädel wir gefunden. PRO P Ro diese Fragmente heißen offenbar nichts Anderes, als pro patria Romanorum. was einem geübten Forscher gar nicht zweifelhaft sein kann; die beiden folgenden Defekte sind mir allerdings unklar, und ich fürchte, daß man sie wegen ihrer argen Verstümmelung nie mit Sicherheit ergänzen, vielleicht jedoch ihren Sinn aus dem Zusammenhang errathen kann; dagegen ist das MORT wieder eine prächtige Bestätigung meiner Vermuthung, es heißt offenbar mortem oder morte und verkündet den Tod des tapferen Kriegers und zwar des Lälius R. (womöglich Rufus) Paullus. Wie herrlich, mein lieber Assessor, daß wir noch nach Tausenden von Jahren die Namen jener tapferen Männer lesen können! — Offenbar war es ein junger Mann; denn die folgenden drei Hieroglyphen sind zu ergänzen zu XXV habet annos — er war 25 Jahre alt; nun vermuthe ich, daß die folgenden Worte ganz verwischt sind und das AMITT, welches wohl amittit oder amittebat (er verlor) heißt, läßt mich glauben, daß „vitam" (Leben) vorausgegangen ist; das folgende L ist wegen seiner Stellung auffällig, als Zahl möchte ich es nicht auffassen es lieber als legionarius oder legatus deuten (Legionssoldat oder Unterfeldherr) und am Schlusse das „SORTE" spricht wieder von dem unglücklichen Loos des jungen Helden.

„Bravo! Bravo!" riefen die aufmerksamen Zuhörer, höchst angeregt durch solche scharfsinnige Deutung.

„Schade" fuhr der Professor fort, „daß die Tafel nicht ganz vollständig ist, vielleicht hätte sie neue Fingerzeige für die Klassiker womöglich einen Tacitus gegeben oder Deine Heldenthaten Lälius Rufus Paulus" und bei diesen Worten nahm er den Schädel in die Hand — „uns vollständiger denn jetzt erzählen."

Gerade als der Professor den Schädel etwas pathetisch und theatralisch in die Höhe hob, brachte die Köchin den sehnlich erwarteten Sauerbratenund stieß mit der Schüssel gegen den Arm des enthusiastischen Archäologen, der unglücklicher Weise den Stoß nicht aushalten konnte und den Schädel fallen ließ.

Aber nun entfuhr seinem Munde ein Entrüstungsschrei, ein Schrei, wie der des Ikarus, als er mit seinem wächsernen Flügeln der Sonne zu nahe gekommen war und in die Tiefe des Meeres stürzte — denn lustig rollten aus der Höhlung des Schädels, dessen Verkalkung durch den Fall auf den Boden gesprungen war, eine Anzahl — wohlgedrehter Cigarren!

Die Entrüstungsrufe des unglücklichen Professors wurden erstickt durch ein homerisches Gelächter aller Anwesenden.

„Insam! Perdfie!" Das waren die einzigen Worte, die man aus dem Munde des geprellten Archäologen vernahm; endlich hörte man ihn unter dem Gelächter der Anderen rufen: „Aber die Inschrift! Die Inschrift! Sie ist echt! — Oder!" — und dabei richtete er sich drohend in die Höhe.

Aber schon hatte der Assessor die Abschrift in die Hand genommen und las wie folgt;

„Pro Professore Mortler (Paulus) XXV Habanna Mittel Sorte."

Der Herr Professor war einer Ohnmacht nahe; noch bei Nacht und Nebel ließ er sich in die Stadt zurückfahren, aber bald hatte er den „dummen Streich" vergessen, kam wieder wie gewöhnlich — und zwar Anfangs stets mit Freicigarren — in den „rothen Ochsen" und sprach über Alles und Jedes mit, nur nicht mehr über archäologische Funde.

— Was dem Leipz'ger seine Gose, — Was dem Liebchen das Gekose, — Was dem Wanderbursch sein Ränzel, — Was dem Skat der Eichenwenzel, — Was dem Jäger seine Flinte, — Was dem Schreiber seine Tinte, — Was dem Hasen seine Beine, — Was dem Kutscher seine Leine, — Was dem Bauer seine Felder, — Was dem Förster seine Wälder, — Was dem Potsdamer die Rose, — Was dem Schnupfer seine Dose, — Was dem Kranken sind die Bäder, — Was dem Wagen sind die Räder, — Was dem Vogel sein Gefieder, — Was dem Sänger seine Lieder, — Was dem Himmel seine Engel, — Was dem Kind der Zuckerstengel, — Was ein Trunk dem Sterbensmatten, — Das sei eine Frau dem Gatten!

— Lohnerhöhung. Edelmann: „Hier hast du das Dinggeld, aber ich muß noch etwas erwähnen.